

Die deutsche Unkultur des 18. Jahrhunderts auf der Jesuitenbühne

Verlorene Kriege bedeuten in ihren Wirkungen nicht allein den Verlust an politischer Macht, sondern, was noch schlimmer ist, den Niedergang der Kultur. In drastischer Weise zeigt dies der Dreißigjährige Krieg mit seinem politischen Notwendigkeit entsprungenen Schandfrieden von Münster-Osnabrück im Jahre 1648. Schweden und Franzosen diktierten, die Deutschen mußten unterschreiben. An den Folgen hatte Deutschland nicht 30, nicht 60, sondern über 100 Jahre zu leiden. Das Schlimmste war dabei nicht der Verlust der politischen Weltgeltung, sondern der mehr und mehr fortschreitende Niedergang der wichtigsten deutschen Kulturgüter. Alle schlimmen Keime, die schon vor dem Kriege vorhanden waren, schossen nun zur üppigsten Blüte empor. Der Absolutismus zertrat die Rechte von Bürgern und Bauern und entwürdigte den freien Adel zu servilen Hoflakaien — an die Stelle der deutschen Gründlichkeit trat der Schein — Formalismus herrschte an den Stätten der Bildung und auf den Stühlen der Gerechtigkeit — elende Präzedenzstreitigkeiten hinderten unausgesetzt die wichtigsten Verhandlungen — weichlicher Feminismus machte die Männer zu Frauen — die à la mode-Dame hatte zu befehlen und der Mann all ihren Launen zu gehorchen — nicht für Arbeit und Kampf, sondern für Mode und Schein wurden die Kinder erzogen — selbst in das Heiligtum der Kirche schlichen sich Unsitten ein — Vergebung der Pfründen an Kinder, Eindringen berufsloser Geistlichen und Ordensleute — bei alledem ein erschreckender Niedergang jeder vaterländischen Gesinnung und der alten deutschen Treue: Ausländerei in den Reisen, in der Sprache, in der Kleidung, im Handel und Wandel. Für jeden, der sich noch einen Funken deutschen Wesens im Herzen bewahrt, wurde Deutschland ein Bild des Elends und des Jammers.

Wie in einem Brennpunkt konnte man dieses betrübende Bild im Anfang des 18. Jahrhunderts schauen in der deutschen Reichsstadt Weglar. Als im Jahre 1689 infolge der französischen Verwüstungspolitik die Reichsstadt Speier in Flammen aufgegangen war, hatte das dort residierende Reichskammergericht seinen Sitz verloren und mußte sich nach einer neuen Unterkunft umsehen. Unter den Bewerbern errang schließlich Weglar den Sieg trotz seiner elenden, mit Stroh bedeckten Häuser, trotz seiner unflätigen, durch Misthaufen versperrten Straßen. Mitbestimmend war die Geneigtheit des lutherischen Magistrats, wegen der katholischen Gerichtsassessoren die Ausübung der katholischen Religion und sogar die Zulassung einer kleinen Jesuitenschule zu gestatten¹. Die feierliche Eröffnung des Reichskammergerichtes erfolgte im Jahre 1693.

Ein Jahrzehnt später sollte die Stadt einen Skandal erleben, der in der Geschichte der Justiz kaum seinesgleichen hat. Die neben dem Reichshofrat in Wien höchste Gerichtsinstanz des deutschen Reiches, bei der die wichtigsten Prozesse anhängig waren, löste sich infolge von elenden Präzedenzstreitigkeiten und Intrigen zwischen den beiden Präsidenten und ihren Anhängern im Jahre

¹ Näheres bei Duhr, Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge III 92 f. und Ulmenstein, Geschichte der Reichsstadt Weglar II 288 ff.

1704 auf, und so trat für das ganze deutsche Reich ein Stillstand in der Rechtssprechung seines höchsten Gerichtshofes ein, der bis Januar 1711 dauerte. Ein Gegenstück zu diesem Skandal boten die Gewalttätigkeiten und Erpressungen, mit denen zwei Juristen in der Stadtbehörde die Bürger, zum größten Teil Ackerbauern, bedrückten und sie fast zur Verzweiflung und zum Aufstand trieben.

All dies Elend mußte aus nächster Nähe ein Mann mit ansehen, der sich ein wahrhaft deutsches Herz bewahrt hatte. Es erschütterte ihn. Helfen konnte er aber nicht. So entschloß er sich, mit der Geißel der Satire in der Hand seine Landsleute die ganze naturwidrige Unkultur dieser Zustände und dieses Treibens in einem wahrheitsgetreuen Spiegel schauen zu lassen und so vielleicht die Bessern zur Einker und Umkehr zu bewegen. Dieser Mann war Franz Callenbach, der als erster Jesuit im Jahre 1694 in Weglar eingetroffen war.

Franz Callenbach (Kallenbach)¹ war geboren am 10. Januar 1663 in dem damals mainzischen, jetzt badischen Dorfe Dittwar, nicht weit von Tauberbischofsheim. Als Magister der Philosophie trat er am 20. Juli 1683 in das Mainzer Noviziat. Nach dem Noviziat lehrte er am Gymnasium zu Bamberg erst in der Infima, dann jedes Jahr aufsteigend bis zur Rhetorik (1685—1690). Schon hier übte er auf die Jugend einen fast bezaubernden Einfluß aus, wie der Nekrolog hervorhebt. Dann absolvierte er die vierjährige Theologie in Würzburg, wo er auch die Priesterweihe empfing. Es folgte eine vierjährige Tätigkeit in Weglar (1694—1698) und dann nach einer ebenso langen Tätigkeit als Professor der Mathematik und Philosophie in Bamberg die lange, achtzehnjährige, überaus mühsame, aber auch sehr fruchtbare Wirksamkeit in Weglar, wo er Oberer, Professor, Prediger, Missionar, Armenvater, Krankenpater, Gefängnisseelsorger, Schriftsteller, kurz alles in allem war (1703—1721). Das bedeutete nicht wenig bei den heillosen Zuständen in der Reichsstadt. „Es gehörte schon die selbstlose Genügsamkeit, der unverwundliche Humor und die Tatkraft eines Callenbach dazu, über derartige Zustände und Entbehrungen Herr zu werden.“² Dabei der fortwährende Kampf um das liebe Brot und die Aufrechterhaltung seiner geliebten Schule. In einer Bittschrift vom 4. September 1708 wendet sich Callenbach an die zur Visitation des Gerichts entsandten Kommissare um Unterstützung für seine Schule. Er führt sich ein als Bote ohne Begegeld, als Professor ohne Gehalt, als Seelsorger ohne Stipendium. Als er Ende 1721 zum Rektor des großen Würzburger Kollegs ernannt wurde, konnte er mit Freude auf die ehemals hoffnungslose, jetzt aufblühende Residenz zurückblicken. Nach Ablauf seines Rektorats arbeitete P. Callenbach meist in der Seelsorge, die letzten zehn Jahre seines Lebens (1734—1743) in Bamberg.

Der Nekrolog des Bamberger Kollegs, der von einem kundigen Zeitgenossen noch im Todesjahr 1743 verfaßt ist, schildert den P. Callenbach als einen

¹ Der Familienname ist wahrscheinlich Kallenbach, und so scheint sich der Pater anfangs geschrieben zu haben; auch die Matrikel der Universität Bamberg vom Jahre 1685/86 hat wie die von Mainz 1680 Kallenbach (Nr. 2371), aber später ist die eigenhändige Unterschrift Callenbach. Vgl. Rudolf Dammert, Franz Callenbach und seine satirischen Komödien (1903) 28¹.

² Dammert a. a. D. 40.

Mann mit einem Herzen voll hinopfernder Liebe, besonders für die Kleinen, Armen und Kranken. Obwohl schon über die siebzig, las er noch immer um 4 Uhr in der Frühe die heilige Messe, hörte dann bis in den späten Nachmittag Beichte, und das selbst in der größten Winterkälte. Im Ertragen von Beschwerden in und außer dem Hause wetteiferte er mit den jüngeren Patres und versagte sich jede Bequemlichkeit und Erleichterung. Er nahm keine Bevorzugung weder bei Tisch noch bei einer andern Gelegenheit an; auf ein derartiges Anerbieten meinte er scherzhaft: „Ich bin noch jung und brauche keine Nachsicht.“ Diese Strenge und Zucht erhielt ihn frisch und arbeitsfähig. Bis in seine letzten Lebenstage fuhr er fort, die Krankenhäuser und Hütten der Armen zu besuchen, zu trösten, zu lindern, ärztliche Hilfe zu bringen, Almosen, Nahrungsmittel und Kleider zu verschaffen. Seine liebenswürdige und aufrichtige Art, sich zu geben, der alle Gehässigkeit und Verstellung fremd war, sein Geschick, notwendige, weniger angenehme Aufträge durch Beigabe eines lustigen Scherzes zu übermitteln, machten ihn bei Vorgesetzten und Untergebenen in gleicher Weise beliebt. Vater der Armen, Apostel der Hilflosen waren die Ehrentitel, die er sich bei dem Volke erworben hatte.

Diese Charaktereigenschaften finden sich auch scharf ausgeprägt in den satirischen Komödien oder vielmehr Dialogen, die Callenbach in Weglar besonders auch in den Faschingstagen von seinen Schülern aufführen und dann später in erweiterter Form im Druck erscheinen ließ¹.

Warmes Mitempfinden mit Elend und Not der Mitmenschen und einem edlen Herzen entspringende Entrüstung über so vielfältige schreiende Bedrückung und Ungerechtigkeit haben Callenbach die Feder in die Hand gedrückt und Bilder erschreckender Unkultur gezeichnet, die trotz der satirischen Einleidung und gelegentlichen humoristischen Übertreibungen allen Anspruch auf historische Wahrheit erheben dürfen².

¹ *Wurmata, Wurm Land — Quasi sive mundus quasificatus — Quasi Welt — Uti ante hac, Auf die alte Hack — Genealogia Nisibitarum — Eclipses politico morales — Quasi vero, Der Hinfende Bott — Puer centum annorum, Kinder-Spielh — Almanach, Welt-, Sitten-, Staat-, Martir-Kalender.* Alle diese Satiren erschienen anonym, manchmal ohne Angabe von Ort und Zeit; wo die Zeit des Erscheinens angegeben ist, sind es die Jahre 1714 und 1715. Die zahlreichen Ausgaben verzeichnet am genauesten Dammert a. a. D. 91 ff. — Daß diese satirischen Dialoge auf dem Theater aufgeführt wurden, beweisen nicht allein verschiedene Angaben auf den Titeln und die zahlreichen Regienoten für Personen, Musik und Tanz, sondern auch gelegentliche Notizen in der handschriftlichen Geschichte der Residenz von Weglar; so werden 1697 und 1698, also zur Zeit, wo P. Callenbach in Weglar die Rhetorik lehrte und somit die Komödien zu erfassen hatte, als Schluß Komödien genannt: *Calendarium chronico-politicum* und *Itinerarium politicum*. Eine gleichzeitige Handschrift in der Bibliothek des Historischen Vereins von Oberbayern in München trägt den Titel: *Quasi vero in Saturnali Dramate exhibitum ab uno Patrum S. J. Wetzlariae 1712*. Der Prolog gibt Europae Klage lied ähnlich wie in dem Druck *Quasi vero 1714*. Trotz der geringen Schülerzahl widmete die Jesuitenschule wie anderwärts auch in Weglar der Schulbühne eine besondere Aufmerksamkeit. Im Jahre 1702 errichtete man nach der Straße hin eine geräumige, von Säulen gestützte Halle, die hauptsächlich für die Aufführung von Komödien diente.

² In der Enzyklopädie der deutschen Nationalliteratur von Wolff heißt es (2, 1 f.): Callenbachs Satiren „verraten eine genaue Welt- und Menschenkenntnis, einen tüchtigen, redlichen Willen und große Lebendigkeit, so daß sie einen getreuen Spiegel der Ausartung und der Übertreibung in den damaligen gesellschaftlichen Verhältnissen gewähren.“ Der Germanist Alwin Schulz, der in seinem Alltagsleben einer deutschen Frau zu Anfang des 18. Jahr-

Da ist es vor allem ein Grundübel der Zeit, der Absolutismus, der in scharfen Strichen gezeichnet wird. Die Maxime des Absolutismus lautet: Der Regent ist nicht für das Land, sondern das Land für den Regenten. Damit einer sich wohl befindet, darf es allen andern schlecht gehen, alle sollen leiden von einem (Wurmata 18 ff.); die christlichen Regenten regieren nicht als *administratores* anstatt Gottes, sondern als *propriarii*, als wenn sie nicht für das Land, sondern das Land wäre für sie (Quasi vero 20). Krieg und Unglück haben nicht so viel ausgesaugt, so viel geschadet, als die gegenwärtige Art zu regieren. Alles geht nur auf äußere Pracht. Das Geld der armen Bürger und Bauern frisst am Hofe ein Heer unnützer Beamten, Trabanten, Tellerlecker, Schmaroger, Komödianten, Musikanten, Tänzer usw. (Quasi vero 64). Fürst und Adel wollen immer höher hinaus: „Jetzt will der Fürst königlich, der Graf fürstlich, der Baron gräfllich, der Junker freiherrlich leben: dazu gehört aber mehr, als sie Einkünfte haben“ (Eclipses 70). Die Fürsten profitieren mehr vom Kriege als vom Frieden, denn die Landesfinder werden regimentenweise verkauft an den Meistbietenden für „Subsidiengelder“. Auf Beförderung darf ein Bürgerlicher nicht hoffen; es gibt so viele Prinzen, Grafen und Barone, die nicht durch vergossenes, sondern nur durch ihr vornehmes Blut in die Höhe steigen. Ämter und Würden werden ihnen schon in der Wiege übertragen, und während sie noch mit Milch genährt werden, bereichern sie sich schon durch das Blut der kämpfenden Soldaten.

Bei der Prunk- und Vergnügungssucht der Regenten blieb keine Zeit für das Regieren, das besorgten die Minister auf ihre Art. Ein Minister rühmt sich: Wohlan, meine lieben Getreuen, ihr sehet, wie weit ichs gebracht. Mein Herr ist Regent dem Namen nach, ich in der That. Alles geht durch mich: kein Dekret wird expedirt ohn meine Approbation. Ich hab mich *necessaire* gemacht; macht mir etwan mein Herr den geringsten Anstand, ohne mir in allem zu willfahren, stelle ich mich, als offerirten mir andere große Herrn ihre Dienste. Darnach wird mein Herr intimidirt, verwilligt, was ich verlange, vermehrt mein *Salarium*, gibt Praesenten, um mich zu erhalten in seinem Dienst (Genealogia Nisibitarum 12 f.). Je unfähiger der Regent, um so leichteres Spiel hatten die Minister. Demokritus klagt: Es liegt nicht allzeit an dem, daß einem die Geburt den Szepter reicht: *Heroum filii noxae*: großer Herrn Kinder sind zutheilen Dachsen. Wenn ein Esel im Marschstall geboren wird, darf er sich deswegen noch für kein Pferd ausgeben. Ein anderes ist ein Fürsten-Kind, ein anderes ein Fürst *Vae Regno cuius Rex puer est*, je älter das Kind, um so schlimmer. Dazu meint ein alter Hofmann: Den alten Staats-Ministern ist es recht, die profitieren davon, wenn der Regent von schwachem Hirn, der muß blind unterschreiben, was man ihm vormalt. Ein anderer klagt: O wie wahr ist es, wenn große Herren spielen, muß das Volk verlieren. Man zankt sich um der Unterthanen Balg, wem das Recht zukomme zu scheren. Man gibt ihm zwar ganz einen andern speciosen Namen, in der That aber ist es nicht anders. Was herrliche Worte gebraucht man in *Decretis*, *Rescriptis*, *Diplomatibus*? Es heißt: aus mildesten landesväterlicher

hundreds (1890) Callenbach vielfach benutzt, meint, daß solche Skizzen (von Callenbach) nach dem Leben entworfen sind, wird man kaum bezweifeln dürfen (C. 254). Vgl. Dammert a. a. D. XIII.

Vorsorg hab man für nötig gefunden, diese oder jene Verordnung zu thun. Was aber manchmal mit unterläuft, ob nicht dieses oder jenes Ministri partikuliere Abscheu Unterschleif haben, lasse ich dahingestellt sein. Das ist nicht anders zu gedenken, ergänzt ein Dritter. Niemand vergißt seiner selbst. Ein jeder wartet seinem eigen Nuß ab, als wäre er allein in der Welt (*Puer centum annorum 12 ff.*).

Die Geistlichen an den Höfen hatten einen schweren Stand und nicht alle waren ihrer Stellung gewachsen. In der dritten Staats-Tortur des Almanach hält ein alter Hofkavalier dem Hofprediger vor: Herr Hof-Prediger, wie so still unter quaxenden Fröschen? Kann er solchen Greul will nicht sagen über sein Herz sondern über sein Gewissen bringen? Er ist in seinem Gewissen schuldig ins Kraut zu reden. Der Hofprediger verteidigt sich: Rede ich ins Kraut, so ist's um mein Hof Suppe geschehen. Belle ich, so stopft man mir das Maul mit ungemeinen Bedrohungen. Das Gewissen drückt und überzeugt mich: ich soll drein reden, aber Staats Bedenken halten mich zurück. Das Predigt Amt hat man eingeschränkt, die Haupt Materien sind verboten zu berühren, dergestalt, daß wo im Evangelium Meldung davon geschieht, muß mans übergehen. Das bestätigt der Hofkaplan: Wir sollen den Belz waschen, aber nicht naß machen. In dem Moment komme ich vom Regiments Feld Prediger, der mich solle anführen, wie ich die Meß kurz genug soll machen, denn unsere Hof Dames eilen zum Caffee, können nicht so lang ausdauern. Es war schon an dem, daß ich meine Dimissoriales bekommen, wenn ich mich nicht um ein ziemliches gebessert hätte. In der weiteren Diskussion kommt der Hofprediger auch auf den Hofbeichtvater zu sprechen: Nicht besser geht es dem ehrlichen alten Beicht-Vatter. Der hat den Namen gar umsonst. Er ist Beicht-Vatter, hat aber weder Beicht-Söhne weder Beicht-Töchter. Es ist soweit kommen, daß dieses nur eine Staatsbedienung, ein Charge propter bene stare ist worden. Der ehrliche Alte bejammert oft seinen Zustand. Er verlangt seine Demission, weil er aber die rechten Qualitäten zu solchem Amt hat, ist's ihm öfter in Gnaden abgeschlagen worden. Auf die Frage des Hofkavaliers, was das für Qualitäten seien, zählt der Hofprediger auf: Der Beichtvater hört nicht mehr wohl, das haben die Beichtkinder gern. Er läßt wohl mit sich handeln, kritisiert nichts, fragt nicht nach, läßt drei grad sein. Bei alledem ist er skrupelfrei, daherro sucht man ihn zu halten. Dann klagt der Hofkaplan: Alles hat am Hof seine bestimmte Zeit, spielen, tanzen, jagen usw. Nur zum Gottesdienst ist keine gewisse Zeit. Ich stehe manchmal über eine Stunde am Altar, mach Scenas mutas, bis es denen gelegen ist, der Meß beizuwohnen, denn entweder muß man noch den bona dies-Envoyés Audienz erteilen und mit dergleichen unnötigen Complimenten wieder abfertigen oder das rigorose Spiegel-Examen ist noch nicht vollendet oder man ist noch nicht geschminkt und so fängt die sogenannte Frühmeß ordinari um 1 Uhr nachmittags an und gar oft bleibt's ganz unterwegen.

Der durch keine Hemmungen behinderte Absolutismus bedeutete für das Land vielfach Not und Elend.

Das Elend des niedern Volkes, der Handwerker, der Soldaten und besonders der Bauern schildert Callenbach in erschütternden Bildern. Die Bauern sind schier alle Martyrer. Den armen Würmern saugt die Herr-

schaft Schweiß und Blut aus und macht Purpur daraus. Eine zur Verzweiflung gebrachte Bäuerin hält dem Beamten vor: Herr Amts-Vogt, um Gottes willen ist kein Gnad für mich und meine armen Waisenkinder? Die Presser sitzen im Haus, hausen nach Belieben. Ich bin entlaufen und hab alles im Stich gelassen. Was ich nicht hab, kann ich nicht geben und doch will mans mit Gewalt aus mir erpressen. Mein Mann hat sich vor Jahren zu todt gequält. Nun ist es an mir. Ich weiß nicht mehr, ob ich unter Christen oder unter wilden Völkern wohne... Es kann nicht schlimmer gehen als es mir schon gangen. Ich habe nichts mehr als das kummervolle Leben. Es kann vor Angst und Prest nicht lang mehr dauern. Der Tod kann nicht so grausam sein als ein solches Leben. Die Antwort ist eine Verwarnung wegen solch unbehutsamer Rede, die eigentlich schwere Strafe verdient hätte (Almanach 117 f.).

Im Hinkenden Gott klagt ein Bauer: Wans nur dem Land zum Nutzen käme, ich wollt nichts klagen. Es wird verspielt, verschenkt, verjagt, verbaut, verweist. — Unsers Landsherrn sein Pracht ist aus unserm Blut geflossen. — Sein doller Aufzug ist unser Schweiß. — Wir seind geschorene Schaaff. — Bis aufs Blut aber pro Rege et Grege. — Man macht uns Bauern weiß, es sei auf den gemeinen Nutzen. Ja quasi vero hat sich wohl. Die Hoff klagen, die hungrigen Mucke schleckens auf. — Mit dem Bauren Geld spreizt man sich. Stehst du nicht wie sie daher gehen mit haarigen Schwänzen auf dem Kopf, das Haar sieht aus so weiß als wäre es in der Mühle gebeutelt worden. — Ich mag nichts mehr klagen: es hilft doch nichts, bald seind wir gar fertig, so bald die Haut über die Ohren gezogen (Quasi vero 22).

In einer Szene des Marter-Kalenders tritt ein Hauptmann auf, der erzählt, daß er vor vierzehn Tagen in Venedig war, wo er ein ganzes Dugend Galeerenknechte abgeliefert. Auf die Vorhaltung, daß diese Bauern sich freventlich gegen ihre Obrigkeit aufgelehnt, erwidert der Hauptmann: Sie haben nichts anders verschuldt, als daß sie nicht konnten zahlen, was man mit Gewalt gegen alle Billigkeit angefordert hat. Es war nichts anders als qui non habet in aere luat in cente.“ Auch der Gerichtsmann, der dem Hauptmann eine neue Kommission zur Verschickung einer Anzahl Landsleute überbringt, meldet: Ich kann kein bannmäßiges Verbrechen finden, als daß sie zu arm sei, können die sogenannte höchstrühmliche Landesväterliche Vorsorg mit ihrer Armuth nicht sekundiren. Schließlich liest der Beamte einen Brief vor, den er von Venedig von einem der auf die Galeeren gebrachten Bauern erhalten. Derselbe lautet:

Mein liebster Herr Gebatter. Wann dieses mehr mit Blut und Thränen als mit Dinten geschriebenes Handbrieflein ihn und die Seinen in besserem Stand wird antreffen als es mich verlassen, freut es mich noch in meinem größten Leid. Ich und meine beklagenswerten Mitgefangenen sein nach ausgestandenem Ungemach endlich kommen an den Ort, wo unser Jammer Leben entweder ein End wird nehmen oder erst recht anfangen. Wir machen uns keine Hoffnung mehr, in diesem Leben noch eines Glücksterns ansichtig zu werden. Der so oft mit Seuffzen und bittern Thränen verlangte Tod ist uns zwar zu Land vorbeigegangen, wird aber etwan zu Wasser uns würdigen, noch größerem bevorstehenden Elend zu entreißen. Die Wallfisch im Meer werden unserm strengen Herrn schlechten Dank erweisen, als welche uns dermaßen ausgemergelt, daß den Fischen ist mehr übrig geblieben als Haut und Bein. Hiermit nehme ich traurigen Abschied. In diesem Leben sehen wir uns einander nicht mehr. Empfehle meine in höchster

Armut hinterlassene Mittel und Kinder, denen zum Erbteil den Bettelstab mußte ver-
machen. Sollten sie zu Jahren kommen, wolle der Herr Bevatter mich als ihren Vater
entschuldigen, daß es ist bei mir gestanden, sie glücklicher zu machen als ich selbst bin.
Innerhalb zwei Stunden wird man uns abholen, an Bord führen und anschnieden,
alsdann wird jeder von uns verkostet, wie die Streich von den Schiff-Seilern schmecken.
Ein herzlichen und schmerzlichen Gruß an alle liebe Bekannte (Almanach 123 ff.).

In einer andern Szene desselben Almanachs (S. 119 ff.) wird geschildert
„das Hinscheiden des alten siebenzigjährigen Mannes, dem in seinen alten
Tagen die Fronschrauben das Genick gebrochen“. Der Glöckner berichtet: Ich
hab den guten Alten oft angetroffen in einer Ohnmacht. Seine eigene Arbeit
mußter liegen lassen, seine Frohn-Dienste zu verrichten. Vordem waren sie wohl
regulirt, so daß der Unterthan dabei auch seinem Stück Brot konnte nachgehen,
jetzt aber gehts bunt zu. Man haltet keine Zeit mehr. Man baut, man schantzt,
man jagt, dazu werden ganze Gemeinden, Jung und Alt, Groß und Klein,
Menschen und Vieh kommandirt und zwar auf der armen Leute selbsteigene
Kosten. Manchmal hat's mir das Herz geblutet. Ohne Thränen konnt ichs
nicht ansehen. Der Totengräber klagt: Es ist ein Greuel vor Gott, daß
unter uns Christen eine größere Sklaverei gefunden wird, als unter den Heiden,
unter dem Deckmantel der Billigkeit. Die heidnischen Sklaven seind zu solchem
Unglück geraten etwan im Krieg, aber christliche Sklaven werden so geboren
gleich wie das Vieh. Und die Schul-Buben singen den Todten Gesang:

Der gute Mann war alt und krank,

Doch muß er immer frohnen.

Hat doch von allen schlechten Dank,

Mit Schläg tāt man ihn lohnen.

Der Acker Dchs hat besser Glück,

Man gibt ihm doch sein Futter.

Der Kuh ist wohl von Stück zu Stück,

Fürs Futter gibt sie Butter.

Der Mensch allein das herbe Joch

Ganz hungrig muß er tragen.

Bei Schweiß und Blut muß leiden noch

Unzählbar schwere Plagen.

Despotisch man mit Menschen haust,

Der Alte hats erfahren.

Das Recht steht jetzt bei starker Faust

Bei diesen Jammer Jahren.

Wie den Bauern, so geht's den Soldaten. Callenbach läßt einen von den
Werbern gepreßten Soldaten klagen: Wenn ein ehrlicher Kerl meint, er
wollt seinem Land Herrn, seinem Vaterland mit Leib und Blut dienen, wird
er einem andern Herrn ganz in ein ander Land verkauft, so daß seines Gebeins
nicht mehr ins Land kommt. Spricht er, er hab sich nur für sein Herrn und
für kein andern werben lassen, hat er den Buckel voll Schläg; geht er durch
und wird erdappt, hat er den Galgen am nächsten Baum. Der Monat Gold
bleibt entweder ganz aus oder kommt nur Kreuzer weis. Das mehresten stecken
die Offiziere in Sack. Wie mancher ist gehenkt, der aus Not und Hunger ist
ausgerissen! Das Comiß-Brod schmeckt wie verschimmelter verdorbener
Bumpennickel. Leib und Leben wagen, nichts zu beißen, nichts zu nagen (Al-
manach 157). Ein anderes Mal klagt ein alter Soldat: Ich gehe jetzt meinem
Stück Brod nach. Das ist der Dank, der Lohn für sovieler Blessuren, für
sovieler Leib- und Lebensgefahren, so ich für mein Prinzipal ausgestanden.
Junger Soldat, alter Bettelsmann! (Puer centum annorum 68.)

In der Alten Hack (40 f.) hält ein General seine Soldaten feil, einen um
den andern für 100 Gulden mit Montur.

Einem Offizier, der sich darob verwundert, erklärt er: Die fürnehmste Markedenderei
geschieht jetzt mit Menschen. Mein Herr profitiert mehr von Kriegen als von Frieden.

Die Menge der Leut frist das Land auf wie die Heuschrecken, man verkauft sie in Holland und Venedig. Der Offizier: Mein Gott und Herr! Geht man so mit Menschen um? Ist aber das der Kerl ihr freier ungetrungenen Will und wohlbedachte Meinung? Der General: Darum hat man sie nicht zu fragen, sie sind leibeigene Ausschüffer, die besten sucht man aus; die Kaufmanns Gut seind, bringt man an den Mann, schwache Kerl, Lothseigen, werden zurückgeschickt, das gibt Feld-Esel. Der Offizier: So hat man zu meiner Zeit das Vieh auf den Markt getrieben.

Auch im Almanach kommt bei der Beschreibung des Kummerlandes dieser Sklavenhandel zur Sprache, der Schulmeister erklärt: In der That selbst ist es eine Sklaverei, aber man nennt nicht so. Der Nam ist verhaßt, die Sach steht dem Herrn wohl an. Ich hab gesehen, daß man wohlervachsene Kerl hat geworben, auch ohne ihren Willen, unter dem Vorwand, es sei angesehen zur Defension des Vaterlands, kurz darauf hat man's verkauft wie Kühe, Kälber und Ochsen. Seind auch ordentlich anderswohin zur Schlachtbank abgeführt worden. Ging dann etwa einer durch und wurde attrapirt, hat man ihn an seinen besten Hals gehenkt (Almanach 111 f., vgl. 157 f.).

Waren Soldaten für die Verteidigung der Grenzen nötig, da fehlte es an Soldaten und an Geld. Einem Minister, der darüber in Verzweiflung gerät, bietet der Hofnarr an, sofort ohne Kosten ein Regiment zu stellen, nämlich aus dem unnötigen Hof Gesinde: Da präsentiren sich die Hof Comoedianten, Operisten, Tänzer, Kunstspringer, da postiren sich die Fresco Maler, die Stuckedurer, die Spieler, die Bona Dies-Brüder, die Reverenzmacher, Zellerlecker, Schmaroger, Jubelierer. Das sind Leut, wie die Hand-Pferde, die man nicht nötig als Parade zu machen: fressen den andern den Haber vom Maul hinweg. Dort steht der mit seiner Fidel, dem muß man viele hundert jährlich zum Fenster hineinwerfen. Da streicht der Fresco-Maler ein kostbares Färblein an. Jener Ingenieur macht ein Riß, die Cassa aber bekommt ein Loch darvon. Der ist Ober-Kuchel-Bub, hat unter sich drei Unter-Buben, neben dem Bratentwender, der auch schon ein Exspectanz-Decret hat ausgewerkt für den Ofen-Higer und Holz-Spalter. Da steht der Düppen Zucker, der Linsenspißer, der Haderlump Vorschneider, ein naher Vetter der Ober Spül-Magd. Dort macht sein Parada der Hunds-Jung samt seinen untergebenen Courier Schügen mit dem Kuppel Hund. Der Bereiter macht auch ein bellé videre mit seinem Halfterknecht, Steichbügel- und Sattel-Jung. Enfin es gibt der Hof Volontairs soviel, daß man ein Regiment könnte formiren. Auf solche sollte sich gründen protectio Patriae. Unter diesem speziösen Titel fordert man große unerträgliche Contribution, Accisen, Don Gratuite, Extra-Steuer. Das wenigste wird dazu verwandt. Da sehet ihr Herren, wie leicht ein Regiment wäre aufzurichten regulierter Miliz, wenn man die auf so unnütz überflüssiges Völklein geordnete Consumption täte besser employren (Quasi vero 62 ff.).

Ein weiterer wunder Punkt bei den Soldaten war das Avancement. Kaum konnte es ein Soldat bei aller Tüchtigkeit zu einer Charge bringen. Ein Kapitän klagt:

Unser General ist ein halb Jahr alt, liegt noch in der Wiegen, man hat ihm doch in prophetischer Vorsehung seiner künftigen Kriegs-Experienz das Regiment conferirt; er kommandirt schon, aber mit dem Brey-Löffel. Es kann kein rechtschaffener Kerl nun mehr ankommen, es gibt der Kadetten, Fürsten, Grafen, Baronen, Junkern soviel, denen wird von Geburt die Kriegs Erfahrungn eingegeben, das sind nicht mehr meritirte,

sondern geborene Generals und Offiziers. — Und ein Soldat meint: Pfuscher der Schand, solche quasi Offizier haben wir in der Armee noch sehr viel, bei voller Tafel sind es Helden, trug Hannibal, im Angesicht des Feinds da erblaffen sie als hätte sie der Hagel getroffen, wan sie aber einen armen Kerl, der etwa ein Rüb aus einem Acker ausgezogen, sollen prügeln lassen, da seind sie trügig und beherzt, indessen ziehen sie die Säge und liefern keinen todten Hund (Quasi 48 ff.).

Wie das Staatsleben, so sank auch das Familienleben. Der Feminismus nahm einen bedenklichen Grad an: die Frau wird gebietender Mann, der Mann dienende Magd. In der Genealogia Nisibitarum (77 ff.) jubiliert ein Wittmann über den Tod seiner Frau:

Sei Gott gelobt in Ewigkeit, meine Frau ist todt. Hätte sie länger gelebt, wär ich gar zum Sklaven geworden. Das ist jetzt die saubere Modi, die Frau tyrannisiert, spielt den Meister über den Mann, der Mann muß ihr noch schön tun. Muß noch Reverenz machen, will er anders von der segigen Welt für kein Holzblock passieren. Meine verstorbene Madam hat ihr dotem in einem Jahr nur in Kleider-Pracht consumirt. Nachgehends lebte sie von dem meinigen. Ich mußte alles fournieren und eine Kuß-Hand über die andere geben. Gar leicht würf ich das Kind aus der Wiegen auch durch den geringsten Unmut, den ich spüren ließ. Wohl essen, nicht übel trinken, spielen, spazieren fahren, sich alle Tage divertiren, zu Zeiten eine Staats Unpäßlichkeit simuliren, das war ihr ganzes Leben. Ich mußte Amts halber schaffen. Wenn das was langsam herging, hatte ich eine ungnädige Dame; wollte ich zu Gnaden kommen, mußte ich um Verzeihung bitten und allen Mangel doppelt ersetzen. Endlich erbarmte sich ein guter Freund und affrontirte sie. Da sollte man gesehen haben, wie die Frau sich alteriert, chagriniert, rachgierig skalirte, leglich vor Zorn durch ein zugestoßenes Gallen Fieber den Geist aufgeben im 11. Jahr unseres Ehestandes. Gott sei gelobt, nun bin ich der Marter los.

Raum hat der Wittmann geendet, so erscheint auf der Bühne sein Nachbar. Dessen Frau führt den Mann am Strick, läßt ihn tanzen, gerade stehen, apportieren, über einen Stecken springen und brüstet sich:

Recht so, so muß der Mann tanzen nach der Frau Pfeifen. Ihr tyrantische Männer habt lang genug den Meister gespielt, die armen Weiber mußten drei lassen grad sein. Die Modi allein konnte euch zur Raison bringen. Wäre es nicht zur Modi worden, daß man dem Frauenzimmer in allem die Praecedenz überlasse, dann wäre nichts gewesen im Haus als holdselige Gespenster. Nun aber haben wir gewonnen. Der seiner Frau nicht gar schön tut, ihren Willen in allem nicht vollzieht, wird von den Männern selbst für ein Holzblock gehalten, der nicht zu leben wißte. Wir habens weit gebracht. Von dieser Modi profitiren wir. Aber hör Mann, damit nichts verabsäumt werde, da setz du dich hin und haspel dieses Garn, ich muß einer Visit abwarten von einem galanten jungen Herrn. Gehe auch zu Zeiten nach dem Kind. Und der gefügige Ehemann, antwortet: Ich tue was deinen Augen gefällig ist, ich werde deinen Verordnungen wie billig nachleben.¹

Wie die Frauen Tyrannen der Männer werden, so tyrannisieren die französischen Dirnen-Moden mit den entblößten Fleischmassen und schauderhaften Reifröcken die Frauen. Eine Dame klagt: Pfui Teufel, was leiden wir der Modi zulieb. Wir seind ja veritable Teufels-Martyrer. Der Welt, der

¹ In einer andern Szene (Wurmatia 62) sitzen auf dem Theater Männer und Burschen: „der eine haspelt, der andere spinnet, der dritte klupffelt, der vierte kocht, der fünfte kehrt, der sechste muß wiegen.“ Alle singen: „Wir arme Tropffen, uns lassen klopfen von bösen Weibern Regiment“ usw.

Modi zu lieb plagen wir uns Tag und Nacht. Meine Pariser Modi Schuhe drücken mich, daß ich manchmal vor Schmerzen möcht überlaut rufen. Es friert mich am Hals und an der Brust, daß ich zittere und zähneklappere. Doch weils die Modi ist, muß ich mich also expectoriren. Modi hin Modi her, es ist sehr ungemächlich. Du hast recht, erwidert eine andere Dame, ich wollte die Modi wären wo der Pfeffer wächst. So gehts uns auch mit unsern Reifröcken. O daß doch alle Reifröcke in Schweizer Bumphosen verwandelt würden! Die Kleider Last ist unten zu schwer und oben zu leicht. Wir spreizen uns in diesen Schanzkörben wie ein Krott auf der Hechel. Wir werden ja täglich ausgelacht, so oft wir in der Kirchen uns zwerg in die Stühl müssen eindringen. Jüngst konnte ich kaum wieder herauskommen so breit hät sich mein Rock gemacht (Almanach 56 ff.).

Diesen Modidamen wurde es immer beschwerlicher in die Kirche zu gehen. So meint denn eine: Wir hoffens dahin zu bringen, daß man uns in unsern Zimmern den Gottesdienst hält in geliebter Kürze. Es ist beschwerlich über die Straß zu den Canailles zur Kirche zu gehen. Das ist kein Respekt. Man sollte für die Damen andere commodere Tempel stiften mit Cabinetlein, woraus man während des zu Zeiten ziemlich verdrießlichen Gottesdienst allerhand Refrischementer könnte haben nach Belieben. Man könnte noch einmal so andächtig sein, wenn man ein paar Tassen Chokolade im Leib hätte, die man in der Sakristei könnte kochen (Eclipses 51 f.).

Bei den vielen Modetorhelten war es mit der Erziehung schlecht bestellt. Die Eltern ziehen ihre Kinder, so wird geklagt, daß es eine Schand ist, sie lassen ihnen alles zu, was von Extraction ist; sie müssen lernen Reverenz machen, ehe sie das Vater unser können; der Bub ist noch nicht hinter den Ohren trocken, muß doch schon Visiten geben, das Töchterchen, so zu Haus die Pop noch kleidet, muß schon in die Compagnie; ist's ausgelassen, freuen sich die Eltern und sagen, es habe spiritus; zur Gottesfurcht hält man sie nicht an, denn man fürchtet, sie möchten melancholische Lothseigen werden; ist der Bub ein Stumpax, so soll er kurzum ins Kloster, hat die Tochter ein scheel Aug oder einen Buckel oder sehet aus, als wäre sie mit Erbsen bombardirt, dann ist sie gut fürs Nonnenkloster (Wurmatia 71 f.). Ein Sohn klagt: Wenns gefehlt wäre, hätten meine Eltern die Schuld. Sie führten mich von Kindheit zu aller Ueppigkeit. Es war kein Gesellschaft, ich mußte dabei sein, mein Serviteur machen. Ich mußte schon einen unschuldigen Galan abgeben und verstund es nicht. Ich mußte caressiren, wie Papageien schwägen, denn ich wußte nicht, was die amoreuse Wort, die meine galante Mamma mir auf die Zung legte, wollten sagen. Dies lehrte man mich, ehe ichs Vater unser konnte oder wollte beten. Wenn ich einen Complimenten Fehler beging, wurde ich dafür gestraft. Zum beten hat man nicht genötigt. Einftmal ereiferte sich mein Papa, wollte mich mit Gewalt in die Christenlehr schicken. Mamma aber wollts nicht haben, gab ihm einen scharfen Verweis, die Kinder würden melancholische langweilige Lothseigen, wenn sie zur Andacht angehalten würden. Mamma befehlt recht. Papa war froh, daß er still schwieg.... Ich erinnere mich von meinen Eltern gehört zu haben: ich wäre schon in meiner Tauf von gemeinen Kindern distinguirt worden. Justament sollte um eben dieselbe Stund ein Bauern Kind getauft werden. Da litten meine Eltern nicht, daß

man mich sollte in die Kirch tragen, sondern zu Haus im Saal mußte ich getauft werden; sie meinten, es wäre disreputirlich mit dem Wasser getauft werden, mit welchem auch gemeine Kinder getauft sind (*Genealogia Nisibitarum* 91 f.).

Ein widerspenstiges Mädchen, das sich über den Lehrer beklagt, entschuldigt der Vater: Herr Hofmeister, mit Kindern muß man mit Manier umgehen, sie sind gleich den Vögeln, diese zu fangen, wirft man nicht mit Prügeln drein, mein Fräulein Tochter hat sonst eine ziemlich gut Naturel. Bei dem Examen, das dann der Vater mit seiner Tochter anstellt, zeigt sich diese vorzüglich bewandert in allen Komplimenten; die Frage nach dem Glauben beantwortet sie mit *Spadilia Manilia* (Karten vom L'hombre-Spiel) und als Gebetbuch zeigt sie ein Kartenspiel vor. Der Vater ist aber sehr zufrieden und schilt den Lehrer: Mit euer Pfafferei, ihr macht nur Melancholei, das ist eine Staats Tochter, kein Bauern-Gred, sie muß erzogen werden nach dem Stand. Eine Mutter verlangt von dem anzustellenden Lehrer, er soll den Tanz-Meister machen, die Kinder lehren complementiren, die Füße propre setzen, politisch essen und trinken, Piquet spielen usw. Als der Lehrer dies nicht gelten lassen will, fordert die Mutter ihren Mann auf, dem Grobiano Antwort zu geben, weil ihr sonst die Galle übergehe. Der Vater begütigt:

Guter Freund, meine Dame und ihr taugt nit zusammen, sie will Estats-Kinder haben, ihr aber redet von christlichen Kindern. Ich halte es mit euch, aber ich darf ihr nichts zuwider thun, sie verklagt mich sonst bei der ganzen Frauen-Zunft, als wüßte ich nicht dem Frauen Zimmer nach der Gebühr zu begegnen. Sehet ihr, wie mirs gehet, ich muß sogar ihren Hund tragen, will ich anders ihrer Gnad leben, sie bedient sich des Sprichworts: Wer mich liebt, liebt auch mein Hündchen (*Quasi vero* 25 f.).

Die Dekadenz der Zeit zeigt sich auch in dem Jagen nach immer neuen, höheren Titeln, eine krankhafte Titelsucht trat ein. Die Welt des 18. Jahrhunderts ist angefüllt mit einer Unmenge von Titeln, wahren und unwahren. Die Briefkuberts müssen größer und größer gemacht werden, um alle Titel zu fassen; der Umfang der Titulaturen ist manchmal größer als der Brief selbst; Briefe ohne alle gebührende und nicht gebührende Titel werden uneröffnet zurückgewiesen, a fortiori die Rechnungen. Ein Handwerksmann nähert sich unvermerkt einer Dame: Ehr- und Tugendsame, sagt er, hier hab ich eine Spezifikation, es tut nicht viel, kann ich wohl die Zahlung haben, ich habs nöthig. Die Dame verbittet sich den abgeschmackten Titel, eine Dame de Qualité ist nicht mehr ehr- und tugendsam. Der Handwerker bittet um Verzeihung: Ich hab nicht gewußt, daß Ihr nicht mehr ehr- und tugendsam wollt sein. Wie muß ich aber hinfüro sagen, wenn ich Schuld fordere? Madame: Ihr sollt sagen Hoch-Edelgeborene Hoch Gestrenge Madame (*Quasi vero* 77 f.). Est saeculum titolare, so führt in der *Genealogia Nisibitarum* (24 ff.) ein Sekretär aus. Es ist kein Bauernhof so gering, den man nicht haben will im Titel eingerichtet. ... Wans nur lautet, wenn nur ein Titel ein Pfund wiegt, ob er wahr oder nicht. Es ist des Excellenzirens kein End. Es gibt Gräfliche Excellenz, Soldaten Excellenz, Doctors Excellenz. Die Welt ist angefüllt mit lauter Gnädigen Herrn, die Gnaden aber sind alle in die Luft geflogen.

Mit der Titelsucht ging Hand in Hand der so oft ans Bizarre streifende Präzedenzstreit. Es ist die allgemeine Klage, daß in Deutschland nichts

voran geht. Warum? Die Antwort gibt einer von Hof: Das ist leicht zu erachten, wir Deutsche halten uns zulange auf in Praecedenz Streit, Einrichtung des Ceremoniels. Da machen wir mehr aus dem Accessorio als aus dem Principal. ... Man kann sich nicht vergleichen in praeliminaribus, dieser sitzt einen halben Zoll höher droben, der andere macht schon ein Praejudiz daraus, protestirt, dann wird die Hauptsach gesteckt. Bald ist dieser dem andern nit weit genug entgegengegangen, hätte noch eine halbe Trepp sollen herabsteigen, daher der andere sich offendirt befind, übergibt seine Gravamina dem übrigen Consessni, bis das nun wird ausgemacht, denkt man nit an die Hauptsach. ... Es geschieht auch, daß einer seine Ankunst etwas später läßt notifiziren oder in unanständigen Terminis. Ein anderer praetendirt die erste Visit, ohne die bleibt er zu Haus und die Hauptsach bleibt liegen (Auf die alte Hack 66). Selbst auf dem Kinderball entbrennt unter den Kindern der Präzedenzstreit, bis schließlich ein Kind meint: Wir kommen ja uns zu divertieren ohne verdrießlichen Praecedenz Streit, der, wie mein Papa sagt, unter die Kinder nicht soll einschleichen, er stifte genug Unheil unter den Alten (Quasi vero 23 f.).

In der Genealogia Nisibitarum (32 f.) kommt ein neu gewählter Bauern Schultheiß zu dem Ceremonien Meister mit der Bitte um Anleitung, damit er nichts tue, was seinem Charakter zuwider. Der Ceremonien Meister empfiehlt ihm zur Maintenirung seiner Schultheißlichen Auctorität folgende Punkte: Wenn er im Schultheißen Lehnstuhl sitzt, muß er keinem den Hut rücken, seine Stiegen muß er lassen ändern wegen der Visiten und Revisiten, je nachdem die Leut charakterisirt sind: dem einen geht er entgegen anderthalb Staffel, dem andern bis an die Thürschwelle, dem dritten weist er die Thür; mit seinen untergebenen Bauern muß er sich nicht zu gemein machen: familiaritas parit contemptum, wer sich unter die Kleinen mischt, den fressen die Gäu.

Nicht die Sache entscheidet, die Form ist das Wichtigere. Formalismus überall: Formalismus im Verkehr, Formalismus in den Ämtern, Formalismus besonders im Gerichtsverfahren. Dazu allgemeine Bestechlichkeit. Wer das meiste Geld gibt, der gewinnt den Prozeß. Ein Richter sieht dem Supplikanten an der Physiognomie an, daß er unrecht hat, und bleibt dabei, bis ihm der Klient eine große Geldbörse zeigt. Jetzt hat sich auf einmal die Physiognomie geändert und verspricht den besten Erfolg: Wir Judices pflegen manchmal, um große Weitläufigkeit zu verhüten, einen Rechtshandel am Knie abzubrechen, es sei denn, daß die Partei die gute Physiognomie mache. Bringe er nur seine wichtige Documenta in mein Haus nit zwar an meine Person, sondern an meine Hausfrau. Diese ist schon informiert und weiß, in welcher Schublade dergleichen wichtige Acta gehören, damit man wie billig darauf reflektirt, versteht er mich wohl (Quasi vero 44 f.).

In den Eclipses klagt ein Jurist (43 f.): Unsere liebe Justiz ist entschlafen. Es ist ihr verboten worden, bei den Menschen zu invigiliren: sogleich legt sie sich schlafen ... die Bücher sein voll Justitiae doctrinalis aber mit solcher Confusion, daß nicht mehr draus zu kommen. Besser ist ein Quintlein Realität als ein ganzer Centner formalitatum. Dem Namen nach haben wir zwar das Faustrecht noch nicht, wohl aber in der That: die große Fisch verschlingen die kleinen. Gegen einen Fürsten oder gegen einen Reifrock haben die Gläubiger absolut keine Aussicht, ihre Sache zu gewinnen (Quasi vero 47).

Nicht weniger herrscht der Formalismus auf den Universitäten. In der Philosophie disputiert man weitläufig über das *Ens rationis* (*Wurmatia* 55 f.) und die *Materia prima* (Auf die alte *Hack* 33 f.), und von den Disputationen in der Theologie meint Prudentius: Was hab ich nöthig zu wissen oder zu rathen, in was Ordnung in qua prioritato naturae oder rationis der große Gott seine Dekreta habe concipirt? ob auch die Engel raisonniren? was geschehen wäre, si duo fuissent incarnati. Damit verliert sich die Zeit und wird nichts ausgerichtet (*Genealogia Nisib.* 58).

Einem Vater, der seinen Sohn auf die Universität schicken will, rät ein Freund: Ja, wenn der Herr zuviel Münz hat, so er gern auf der akademischen Schmelzhütte wollte lassen auffliegen. Auf Universitäten gibts jetzt mehrentheils Dukatenerschmelzer, die Collegia werden gehalten in Wein, Bier, Brandenwein, Caffee-Häuser, wo mehr mag ich nicht sagen. Die Professoren halten ihre Collegia privata privatissimo, lassens sich wohl bezahlen (*Quasi vero* 9). Ein Student beschwört seinen Vater, ihm Geld zu schicken, es handele sich um seine Reputation, die Rechnung meiner Schulden beträgt für Kostgeld 200 Gulden, für Holz, Licht, Wäsch, Bedienung, Trinkgelder 40 Gulden, für Perrücken Poutre, Schnupp-Tabak 5 Duplonen, für einen neuen Modi Degen 7 Gulden, dem Tanzmeister für einen extraordinari Sprung zu lernen 2 Dukaten, verspielt in favor des Frauenzimmers 10 Rthr. usw. (*Genealogia Nisib.* 65 f.).

Die Unkultur suchte auch auf den verschiedensten Wegen in die Kirche einzudringen. Ein Sakristan klagt dem Kirchenpfleger: Ach Herr, wie gehts in der Kirchen zu. Gott seis geklagt, unserm geistlichen Herrn darf ich nichts klagen, will ich anders keins an ein Ohr haben. Keine Auferbauung in der Kirche. Große Herrn und Damen schämen sich der Andacht, denen zu lieb muß man alle Ordnungen unterbrechen, bald muß ich um 11, bald um 12 Uhr läuten nach ihrer Gemächlichkeit. Kommen sie dann, so ist ein immertwährendes Geschwäg und Zeitunglesen. Unserm geistlichen Herrn stopft man das Maul mit ein oder ander Mahlzeit, die übrigen Kirchen Bedienten seind wie stumme Hund dürfen nicht bellen. — Mein lieber Sakristan, erwidert der Pfleger, ihr ziehet jaft mein Register, das ist auch meine Klag. Ich ärgere mich manchmal über unsere Predigen. Man bringt auf die geheiligte Kanzel mehrentheils Fabel, bald hat der Fuchs die Hühner hinterschlichen, bald hat der Jud die Sau aufgehoben, bald wird man den Eulenspiegel aufziehen und darauf den Bomparnickel singen¹, denn kein Gassenhauer wird gespielt auf der Kermes und Hochzeit, den unsere Musikanten nicht auf den Chor bringen. Hat nicht jüngst unser Organist unter der Elevation gespielt: Laßt uns gehen nach Kumpels-Kirchen? Unsere junge Bursch haben ja überlaut gelacht. Bestätigend ergänzt der Sakristan: Hat nicht auf den heiligen Oftertag jener fremde Prediger ein Oftermärlein erzählt, daß ehrliche Männer sich geschämt und zur Kirchen hinaus gegangen. Die andern aber haben zusammen gelacht als wärens im Wirthues oder auf dem Tanzboden. Der Prediger aber meinte, er machs gar schön, machte solche Krimassen dabei wie ein Schampodasche (*Jean Potage*?) auf dem Theatro. Bald schrie er laut wie ein Zahnbrecher, bald wispelt er so still, das Kind in der Wiegen nicht aufzuwecken;

¹ In der Alten *Hack* 38 heißt es: Bompournikel singen.

mit den Händen hat er in der Luft gefochten, mit den Füßen gestampft, die Augen aufgerissen wie ein gestochener Bock. — Uns einfältigen Leuten ist auch nicht gedient mit hohen Concepten, wir hörens an, wie die Ruhe anseheth ein neu Scheunen-Thor. Der Pfleger bedauert den Abgang der uralten Kirchen Gebräuche, zum Exempel die Kinder Tauf muß jetzt zu Haus verrichtet werden, man schämt sich des Kirchengehens. Man glaubt, der Tauf-Stein sei nur für die Bauern-Kinder. Hochzeiten werden anstatt im Haus Gottes vor dem Altar im Zimmer geschlossen, Begräbnisse werden nicht mit einem Requiem sondern in der Nacht mit zusammen gelehnten Kutschen gehalten (*Genealogia Nisib.* 36 ff.).

Die Geistlichen sind vielfach stumme Hunde, die nicht bellen (*Wurmattia* 20). Zum Geistlichen taugt der Simpel, der schickt sich nicht für die Welt, für den Geistlichen ist er gut genug. Man sieht einem solchen Geistlichen selten die Geistlichkeit an. Wenn nur die geschorene Kron unter einer geputerten Per-ruque verborgen, dann kann unter einem bordirten Camisol und blau-violet Rock der geistliche Herr eine Figur und Parada machen. Es ist dem Vater für seinen Simpel-Sohn nicht um die Pfafferei zu tun, sondern um die Revenuen und den Buben unterzubringen, er lebe hernach geistlich oder nicht (*Quasi vero* 15 f.). Bei der Abgabe eines rekommandierten Briefes für einen Abbé stellt sich heraus, daß der Abbé ein Knabe von 15 Jahren ist: Weiß denn der Herr nicht, daß jetzt zu geistlichen Praebenden Kinder in der Wiege aufgeschworen werden? (Auf die alte Hack 24.) Im Hindenden Bott (93) trägt man ein Kind vorbei mit einer Prälaten Inful auf dem Kopf: Was will das sagen? Hat das Kind schon solche Müttsch? Gehören die Mitrae, Praelaten-Inful auch schon auf die Kinder Köpf? Antwort des Kammerlakens: Diese meine junge Herrschaft ist heute Abbé geworden.

Dem Sinken des religiösen Sinnes folgt auf dem Fuße das Schwinden des vaterländischen Empfindens, die Erkaltung der Heimatsliebe, die Verwelschung von Sitte und Sprache, der Bankrott der deutschen Treue.

Ein uralter Fürst hält seinem fürstlichen Urenkel vor: Gibt es keine teutsche Patrioten mehr, deren Dienste man könnte gebrauchen? Müssen denn Jean pauverté allenthalben vorn dran sein? Welsche Opera, welsche Modi, welsche Mores, welsche Sprach, welsche Kleidung haben Teutschland in gegenwärtigen Stand gesetzt. Als der Urenkel die Anrede gebraucht: Votre Altesse, fährt der alte Fürst auf: Tu votre Altesse: Ich heische Fürst Adolph, ein rechter teutscher Fürst kein votre Altesse ist, Teutsch, Teutsch! (Auf die alte Hack 12 f.)

Von der Zeit an, daß wir Teutsche mit fremden Zungen geredt, so heißt es in der *Genealogia Nisibitarum* (94 f.), seind wir nicht allein anderer Nationen Sklaven worden, sondern haben auch zu unsern angeborenen noch fremde Untugenden erlernt. Wir haben unsere angeborene Redlichkeit verloren, wir haben Intriguen gelernt, wir haben unsere Untugenden entdeckt und seind andern Völkern zum Gespött worden. Nur der soll was gelten, der im Ausland gereist. Wenn ihr gesehen den Vesuvium, getrunken Lacrima Christi, wenn ihr in den Venetianischen Gundulen spazieren gefahren, wenn ihr von einem französischen Tanzmeister etliche Sprüing in Paris habt gelernt, so wollt ihr sogleich den Teufel bannen. Hätte der Herr sein Geld in Teutschland employrt, hätte er weit mehr profitirt.

Als ein Vater sich beklagt, daß sein Sohn auf der Reise im Ausland wieder 100 Dukaten verschwendet, sucht die Mutter zu begütigen: Schäme dich, sollen dich 100 Dukaten zu Boden werfen? Es ist gleichwohl ein galanter Bub, wir haben Ehr und Reputation davon. Ein Quinslein Reputation überwiegt Silber und Gold. Der Bub muß sich qualifizieren, es koste, was es wolle. Ach des Qualificierens, erwidert resigniert der Vater: Es fliegt ein Gans über Meer, kombt ein Gans wieder (Hinkende Bott 26 f.).

Im „Kinder-Spiehl“ (36 ff.) meint Jovialis: Was mich zu Zeiten alterirt, ist, daß wir Teutsche gleich den Kindern alles, was fremd ist, nachaffen, alles das aestimiren, was anders woher kombt. Und Juvenalis bestätigt: Er hat ganz recht: Andere Nationen sind uns wohl obligirt, daß wir all das ihrige so hoch apprezieren, ja so theuer zahlen, hingegen das Unsrige sehen wir über in Achsel an. Besondere Schuld gibt Hilarius unserem Frauen-Zimmer, dieser curieusen Creatur. Wanns nur fremd ist und zugleich kostbar, das sind so-gleich ihre Approbation. Es muß alles niederländische Spigen sein, ob sie schon in der Nachbarschaft geklüpfelt worden. Es sind türkische Bohnen, je weiter her, je besser. . . . Der fremde Tabak hat den Vorzug, und sollte er auch hier gewachsen sein; wenn er nur in Holland eine kurze Zeit in der Wanderschaft gewesen und wieder zu uns heraus kommt, ist er schon weit edler, weil er alsdann für keinen Landsmann gehalten wird.

In der Alten Haß (73) ertönt der Klagegesang:

Meine Brüder gleich den Affen
Thaten sich ins Frembd vergaffen,
Hielten nichts auff's Vaterland.

Frembde Waaren, frembde Sitten,
Olim wurd es nicht gelitten
Hatten schon die Ueberhand.

Was die echten Deutschen am meisten schmerzt, ist der Verlust der deutschen Gewissenhaftigkeit und Treue. In den Staats-Finsternissen (38 ff.) klopft ein alter Teutscher an allen Thüren an, eine Dame la Conscience zu suchen. Er wird vorerst nach seinem Passport gefragt. Das, meint er, war man vormalen nicht gewohnt in Teutschland, wo Credit, Redlichkeit und Aufrichtigkeit hatten einen Pass partout. Dann wird er an allen Thüren mit Spott abgewiesen. Selbst der Bettler auf der Straße will nichts von ihm wissen. Wer sich mit Betteln ernähren will, der muß lügen und betrügen.

In der Alten Haß (9 f.) wird einem alten Teutschen entgegengehalten: Die Sonne scheint noch so wie zuvor, aber die Menschen sind ganz umgegossen. Die Manier zu leben, zu regieren hat sich ganz geändert, es ist kein Schatten mehr von unserer edlen Welt. Gott sei's geklagt! Sogar die Sprach, der Humor, der Staat ist anders, ein gänzlicher Ruin des Vaterlandes, das liegt darnieder, niemand wird ihm leicht aufhelfen. Im Hinkenden Bott (41 f.) lachen die Barbaren über die Christen, daß sie unter dem Vorwand, als erfordere es ihr Staat, einander selbst in den Haaren liegen und sich aufreiben. Der Streit zwischen dem Haus Osterreich und Bourbon ist der Triumph der Türken.

Am schlimmsten ist Deutschlands politische Lage. Fremde Nationen auf teutschem Boden haben Teutschland ruinirt. In den Staats-Finsternissen (79 ff.) klagt ein deutscher Patriot: D unglückselige Tochter Europae, vor Alters eine Herrscherin über die Völker; der unglückseligen Mutter noch unglück-

seligere Tochter, es sitzt allein, ist zinsbar geworden. Keiner tröstet sie. Außerhalb Krieg, innerlich Furcht, der Krieg schreckt, Hunger, Raub, Brand, Elend. Durch das gerechte Urtheil Gottes seid wir dem Raub übergeben, wir fühlen die Straf unserer Sünden und bessern nicht.... Ausländische Medici stehen von weitem, sehen zu, wie es werde ablaufen. Ein Patriot beweint den elenden Zustand seines Vaterlands mit einem erschütternden Klagelied:

Soll denn Teutschland immer leyden,
Innerlich und außen streiten,
Als verlassener Patient?
Man soll keinem Feind zumuthen,
Wie sich Teutschland muß verbluthen,
Streiten, leyden ohne End.

Laßt euch Kinder gehn zu Herzen,
Eurer Mutter große Schmerzen
Ihr zur Consolation.
Helfft zusammen sie zu retten
Von so schweren Band und Ketten
Etwan kommt sie noch darvon.

Ach ihr Friedens Engel eylet,
Teutschland Krankheit eylend's heylet,
Zündet an das Friedens-Flecht.
Wenn dies Flecht wird wieder scheinen,
Wird sich stillen alles Weinen,
Wird vergehn das Trauer-Gefühl.

Werden diese Deutschland schändenden und erniedrigenden Zustände andauern, wird die Unkultur noch weiter am Mark des deutschen Volkes fressen, werden insbesondere die Greuel des Absolutismus ihre Verheerungen fortsetzen können? Wie eine Ahnung von einer langsam, aber dann schrecklich hereinbrechenden großen Umtwälzung kündigt P. Callenbach das aufsteigende Gewitter an: Jene, welche ganze Länder betrügen und arm machen, sich aber voll fremden Blutes ansaufen, ziehen sich eine große Verantwortung über den Hals. Wans zur Rechenschaft kommt, werden sie schlecht bestehen. Donnerwetter, die lang vorher bligen und allgemach langsam, gleichsam durch leises Donnern ankommen, krachen hernach und schlagen stärker ein mit größerem Schaden (Almanach 134).

Bernhard Dühr S. J.